

weit in ihrem Partikularismus, daß sie erstlich daran denken, neben dem Katalanischen ihr Katalan zur zweiten Schriftsprache zu erheben. Auch bei uns wurde ja vereinzelt vorgeschlagen, so von Fritz Bley, daß man Plattdeutsch zur amtlichen Seemannssprache stempelte. Während dieser Vorschlag jedoch geringen Erfolg hatte, bleibt der Gedanke der Katalanen eine beständige Bedrohung spanischer Volkseinheit. Wirtschaftliche Gegensätze kommen hinzu. Das weite Innere des Landes ist ganz überwiegend agrarisch, Barcelona, Bilbao, Santander sind Mittelpunkte der schweren Industrie und der Reederei.

Die Masse der Spanier ist unfortschrittl. besteht aus Analphabeten. Trotzdem muß der Reisende mit Erstaunen eine erkleckliche wirtschaftliche Blüte feststellen. Zum Teil ist sie den Fremden zu verdanken. Krupp hat die Eisenlager von Bilbao erschlossen, Kupfer und Quecksilber wird von französischen, englischen und belgischen Kapitalisten ausgebeutet. Deutsche Häuser beeinflussen machtvoll den Handel Italiens und Franzosen erbauen Fabriken. Aber auch die Einheimischen wurden notgedrungen kommerziell und industriell. Schon des Heeres und der Flotte halber. Heutzutage ist die Hälfte des Krieges Technik. Eisenbahn und Telegraphen müssen in Ordnung sein. Kanonen, Gewehre und Pulver, Uniformen und Schuhe und Strümpfe stellt man lieber daheim her, als die Riesenorders dem Ausland zuzuschaukeln. Schlamm genug, wenn man den Bau aller neuen Kriegsschiffe den Briten übertragen muß. Die moderne Industrie verbreitet sich fast ganz von selber, fast wie ein Luftdruck-Minimum und -Maximum. So kommt es, daß selbst Staaten, die einen verlustreichen Krieg hinter sich haben, wirtschaftlich ganz gut aufblühen können. Mit Rußland ist es ebenso. Wie ohne unser Zutun der Frühling ins Land kommt, so ohne Zutun der Regierungen häufig die Industrie. Auch Spanien hätte daher den Verlust von

2½ Milliarden Peseten, die ihm Kuba und die Philippinen von 1895—1898 gekostet haben, wohl verschmerzen können.

Etwas anderes ist es freilich, wenn die Regierung der Nationalwirtschaft entgegenarbeitet. Das aber geschieht auf vielfache Weise.

Die Hauptsache für die Zukunft Spaniens ist: das Volk ist noch kräftig, gesund und sehr fruchtbar. Diese hoffnungsvolle Erscheinung tritt in keinem Urteil über die jetzige Lage hervor. Auch nicht in dem Werkchen des Padre Don José Ferrandiz (Neuer Frankfurter Verlag). Kein Zweifel „das heutige Spanien unter dem Joch des Papsttums“ ist ausgezeichnet geschrieben. Klar, bündig, packend. Lauter Beobachtungen und wirkliche Geschehnisse, treffende Anekdoten, kein Überwuchern verallgemeinernder Philosophie. Aber das Buch ist doch recht einseitig. Der entlaufene Sklave trägt seine Ketten noch mit sich. Ferrandiz sieht eben alles lediglich noch kirchlich vermittelt. Um die Priester dreht sich ihm alles. Von der großen Industrie und der großen Handelsbewegung, die mit der Kirche gar nichts zu tun hat, sagt er nichts. Immerhin versucht er, sich den Zusammenhang der geistlichen Orden, die Großgrundbesitzer und auch wohl Fabrikanten sind, mit dem Wirtschaftsleben klarzumachen. Auch trachtet er nach Unparteilichkeit. Er verschweigt nicht die Unfähigkeit der Liberalen und Republikaner. Er weiß von unerschrockenen Bischöfen zu reden, die selbst dem Nuntius und dem Papst bittere Wahrheiten sagen. Sein Buch ist eine reiche Sammlung von documents humains, aber une histoire critique et raisonnée ist es nicht.

Albrecht Wirth

Jagd auf Tiere und Menschen*

So heißt ein Buch, dessen Autor, Tage Madelung, anfangs schwedischer Junker

* Jagd auf Tiere und Menschen von Tage Madelung. (G. Fischer, Verlag, Berlin)

und Dragoner, dann Landstreicher in Rußland, Kohlenhändler in Kopenhagen, Tierarzt, Butterproduzent, guter Erzähler, erst als reifer Mann zu schreiben angefangen hat. Er wird gern mit Kipling verglichen. Auch an Maupassant erinnert er; mehr durch die Kraft, Natur in allen Winkeln zu belauschen, und durch ein sehr sicheres Gefühl für das treffende Wort als in seiner Empfindung, die robuster ist und nichts von der städtischen Erregbarkeit des Franzosen hat. Manche finden ihn auch den großen Amerikanern verwandt, Whitman und Thoreau. Wirklich gleicht er diesen darin, daß er zwischen den Menschen und den anderen Erscheinungen keinen Unterschied macht. Aber sie tun dies, indem sie Tieren, Pflanzen und Steinen menschlich näher zu kommen trachten. Er, indem er mit derselben unmenschlichen Gelassenheit ins Treiben der Menschen blickt, die die meisten für das Schicksal von Tieren, Pflanzen und Steinen haben.

Ich denke, daß jeder Leser dieses Buchs sich wundern wird, wie darin die Jagd auf Tiere mit der auf Menschen ganz gleich behandelt wird, nämlich mit derselben Jägerlust. Viele, die das Vergnügen an der Jagd auf Tiere verstehen können, werden über die Zumutung empört sein, auch an der Jagd auf Menschen daselbe Vergnügen zu finden. Mir ist es eigentlich umgekehrt ergangen und ich muß gestehen, daß seine ganze, höchst ungewöhnliche Kunst der Darstellung doch meiner Wut über seine Leidenschaft für die Jagd auf Tiere nicht Herr werden konnte. Ein Tier ohne Schmerz und ohne Reue zu töten, ja darüber sich noch zu freuen und stolz darauf zu sein scheint mir so scheußlich, daß ich einen, der es imstande ist, durchaus nicht für meinesgleichen ansehen kann. Dieses Gefühl bin ich in dem ganzen Buch nicht losgeworden. Dagegen ist es mir passiert, daß ich, der doch natürlich die Jagd auf Menschen nicht weniger verabscheut, mich bei ihren Schilderungen zuweilen einer Aufregung, als ob ich selbst der Jäger wäre, und einer Mit-

schuld an seiner Lust oder doch eines gewissen Einverständnisses mit ihr kaum erwehren konnte, was ich nachher, von der Macht dieser Schilderungen wieder befreit, mir selbst eigentlich gar nicht zu erklären wußte. Ich verstand mich nicht mehr, ganz wie ich eben noch den Autor nicht mehr verstanden hatte. Ich selbst kam mir nun nicht weniger seltsam vor als er.

Un ihm ist mir unbegreiflich, daß er, der doch, nach seiner Hundefreundschaft zu schließen, sich zu Tieren verhält, als ob es Menschen wären, dennoch an der Jagd auf Tiere Freude haben kann. Und an mir ist es mir unbegreiflich, daß ich, dem das Vergnügen, Tiere zu morden, ganz fremd, ja widerlich ist und der sich nun bemüht, in seinem Verhalten auch den Menschen ebenso gerecht zu werden, als er es den Tieren ist, dennoch die Erregungen der Jagd auf Menschen verstehen und zwar nicht mitempfinden, aber anempfinden kann. Wir müssen also beide wohl irgendwo in uns einen Punkt haben, an dem wir anders sind, als wir zu sein glauben, an dem in uns etwas vorgeht, wovon wir nichts wissen und worüber wir nichts vermögen, an dem wir einfach Wilde geblieben sind, mit allen Urinstinkten, vor denen wir sonst geschützt zu sein meinen.

Es gibt in einem Brief Thoreaus ein ganz merkwürdiges Geständnis. Dieser zärtlichste Freund, den die Natur seit dem heiligen Franz von Assisi unter den Menschen gehabt hat, er, von dem Emerson erzählt, daß, wenn er oft unbeweglich stundenlang auf einem Felsen saß, die Schlangen mit ihm spielten, die Fische in seine Hand schwammen und die Vögel sich auf seine Schultern setzten, dieser Einsiedler eines unbesleckten Lebens gesteht, daß er zuweilen von unbegreiflichen Wildheiten überfallen wurde. Heiß kam es dann oft über ihn, ein Mürmeltier zu packen und roh aufzufressen. Und er spricht das rätselhafte Wort aus, dieser stillste Mensch: „Ich werde wilder von Tag zu Tag und meine Zahm-

heit ist nur die Ruhe meiner Unbezähmbarkeit.“ (Ich zitiere nach der schönen deutschen Ausgabe von Wilhelm Rabbe, die bei Diederichs erschienen ist.)

Ich kann mir nur vorstellen, daß es mancher für ratsam halten mag, sich von solchen Büchern abzuwenden, die eben das, was vergessen zu haben uns eigentlich erst zu Menschen macht und was gar nicht mehr zu wissen unsere sittliche Würde ist, nun wieder in uns aufwecken und das Chaos wieder bringen. Dieser Meinung bin ich nicht. Ich halte gerade solche Bücher für notwendig. Denn es scheint mir besser für uns, von unserer Wildheit zu wissen, als ihr zu gehorchen, ohne von ihr zu wissen. Erkennen wir sie, so werden wir uns vor ihr schützen, vielleicht sie beherrschen und jedenfalls uns irgendwie mit ihr abfinden lernen. Leugnen wir sie, so hat sie es nur desto leichter, sich in allerhand Masken immer der Menschen wieder zu bemächtigen. Terroristen machen Jagd auf Herrscher, diese wieder auf sie, und beide wissen nicht, daß es immer nur die Lust an der Menschenjagd ist, die sie treibt. Im Namen des Glaubens, des Vaterlands, der Freiheit tobt überall noch die alte unverlofchene Wildheit und die Menschen wissen es nicht. Sagt ihnen doch, daß es, während sie sich für den Glauben, für das Vaterland, für die Freiheit zu kämpfen rühmen, nur immer noch der Instinkt des Urmenschen ist, der sich sättigen will! Sagt es ihnen und vielleicht wird der Instinkt vor seinem eigenen Anblick erschrecken! Oder wenn er noch immer so stark in uns ist, daß auch dies selbst ihn nicht bändigen kann, dann laßt uns doch lieber eheliche Wilde sein, mit unmaskeierten Instinkten.

Hermann Bahr

Die Brüder Mörk*

„... Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut ihn an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. Und bringet ein gemästet Kalb und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein: denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden.“ ... Es gibt Väter, die also sprechen. Eine Mutter wird vielleicht die Arme und Lippen nicht aufstun können, und doch wird es lauter in ihrem Herzen schreien: Lasset uns fröhlich sein — —, und sie wird weinen; wer aber hat schon je einen Bruder so sprechen gehört? ... Uralte Mythen wirken in unserem Blute. Ein Mythos heißt: Bruderverneid; Bruderhaß. Mit Kindheiterinnerungen wandelt ein legendärer Fabulist vor uns her, der ausging, das Märchen von der Bruderverneidung zu allen Menschen zu erleben: man schlug ihn ans Kreuz.

Die Brüder Mörk, Karl Henrik, der Major auf Kolsäter, Nils Öbran, der Hüttenher auf Björtnäs, sind keine Fabulisten. Der eine ein toller Leutnant ehemals, beruhigt von einer Trauten, aus Schulden und Verantwortlichkeiten durch eine Erbschaft zu Reichtum und Ansehen und Sicherheit gekommen. In seines Wesens Tiefen aber am Enthusiasmus krankend als einer, den das Leben erst brennen muß. Ein melancholischer Seelenbildner voll Zartheit und Takt (gegen den blutsverwandten Bruder, nicht gegen die blutsfremde Frau) und immer leidend an dem Konflikt: Ich möchte sein Freund sein, aber er ist mein Bruder. — — Der andere, Nils Öbran, ein Mann der Traditionen; ein konservativer von kalter, scharfer Art, von distinguiert-bäuerischer Dickadrigkeit; ein Grundsatztemperament mit gutentwickeltem Gerechtigkeitsgefühl für die Schwächen der

* Die Brüder Mörk, Roman von Gustaf af Geijerstam. (S. Fischer, Verlag, Berlin)